

MERIT NIEMEITZ

NO
LONGER
YOURS

ROMAN

MULBERRY
MANSION

Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

Leser:innenhinweis

Widmung

Playlist

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

32. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

Epilog

Danksagung

Die Autorin

Die Romane von Merit Niemeitz bei LYX

Impressum

Merit Niemeitz

No Longer Yours

MULBERRY MANSION

Roman



LYX

Zu diesem Buch

Avery braucht dringend Abstand von allem, besonders von ihrer Familie. Deshalb kann sie ihr Glück kaum fassen, als sie an die Windsbury University wechseln darf – und zudem noch eins der begehrten Zimmer in der Mulberry Mansion erhält. In einem Wohnprojekt der Universität sollen Studierende das alte englische Herrenhaus wieder instand setzen. Die Jurastudentin ist sofort von der Villa fasziniert, von ihrer efeuberankten Fassade, dem verwunschenen Garten und der Bibliothek im Schuppen. Auch mit ihren Mitbewohner:innen versteht sie sich auf Anhieb gut – bis sie dem letzten im Bunde begegnet: ihrem Ex-Freund Eden. Eden, ihre erste große Liebe, der sie nach dem Tod ihres Vaters tröstete. Eden, der sich vor zwei Jahren ohne Grund beim Abschlussball von ihr trennte. Eden, der ihr Herz trotz allem immer noch schneller schlagen lässt. Doch aus dem warmherzigen Jungen von damals ist ein verschlossener junger Mann geworden, der alle auf Abstand hält. Obwohl sie Eden nicht verzeihen kann, dass er ihr Herz in tausend Stücke zerbrochen hat, kommen bei der gemeinsamen Renovierung der Mulberry Mansion Gefühle in Avery hoch, über die sie doch eigentlich längst hinweg war ...

Liebe Leser:innen,

dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte. Deshalb findet ihr [hier](#) eine Triggerwarnung.

Achtung: Diese enthält Spoiler für das gesamte Buch!

Wir wünschen uns für euch alle das bestmögliche Leseerlebnis.

Eure Merit und euer LYX-Verlag

*Für Silja.
Für immer.*

Playlist

September Skies - Benjamin Amaru
when was it over? - Sasha Alex Sloan feat. Sam Hunt
In My Head - Maisie Peters
From Eden - Hozier
supposed to - BLÜ EYES
I miss you, I'm sorry - Gracie Abrams
I'm Not Yours - Angus & Julia Stone
Green Light - Lorde
Middle of My Mind - Tom Rosenthal
In And Out of Love - Oh Wonder
Nicest Thing - Kate Nash
Back to You - Selena Gomez
Light Years - The National
Still - AVEC
Love You Twice - Lilla Vargen
I Lied - Lord Huron feat. Allison Ponthier
Anyway - Noah Kahan
Now & Then - Lily Kershaw feat. Goody Grace
A Little Closer - FINNEAS
Changes - Langorne Slim & The Law

Die Mulberry Mansion sucht dich!

Gemeinsam mit der **Visionary Housing Foundation** rufen wir unsere Studierenden dazu auf, Teil eines einzigartigen Wohnprojekts zu werden! Die Familie Conteville – eines der ältesten Adelsgeschlechter Englands – hat ihre ehemaligen Nebenwohnsitze der **VHF** gestiftet, um aus einem Stück ihrer Vergangenheit eine Zukunft für alle zu schaffen.

Die Villen werden jeweils einer nahe gelegenen Universität zur Verfügung gestellt, um langfristig zu günstigem Wohnraum für Studierende aufgebaut zu werden. Eine dieser Villen ist die **Mulberry Mansion**, die sich im Einzugsbereich unserer Universität befindet. Mit großer Freude können wir daher verkünden, dass unsere Studierenden die Möglichkeit haben, sich für einen Wohnplatz in diesem altherwürdigen Anwesen zu bewerben! Erbaut im frühen 19. Jahrhundert, begeistert die Villa seit jeher Architektur- und Geschichtsvernarnte im ganzen Land. Nun soll dem seit Langem leer stehenden Haus wieder Leben und Liebe eingehaucht werden. Hierfür wird die erste Generation studierender Bewohner:innen eingeladen, zu einem geringen Mietpreis einzuziehen und dem geschichtsträchtigen Haus mit vereinten Kräften zu neuem Glanz zu verhelfen.

Am Ende des kommenden Wintersemesters wird eine von der Stiftung gestellte Jury alle Häuser und ihre Bewohner:innen besuchen und die Villa mit den beachtlichsten Fortschritten zusätzlich mit einem Preisgeld küren, das zum weiteren Auf- und Ausbau genutzt werden soll.*

Du wolltest schon immer an etwas Bleibendem mitarbeiten? Du möchtest dich in einem Team nicht nur handwerklich, sondern auch sozial einbringen und bist davon überzeugt, dafür genau die richtigen Fähigkeiten mitzubringen? Dann

bewirb dich jetzt, und vielleicht kannst du schon bald dazu beitragen, aus diesem besonderen Haus ein Zuhause zu machen.

Wir freuen uns auf deine Bewerbung!

Windsbury University
Windsbury, England

* Weitere Details der Wettbewerbs- sowie der Bewerbungsbedingungen können den Anlagen entnommen werden.

1. Kapitel

AVERY

Neuanfänge hatten verschiedene Gesichter.

Das konnte zum Beispiel ein Zugticket in eine fremde Stadt sein, die fern von allem lag, was man kannte. Vielleicht ein Arbeitsvertrag für eine Stelle, die einen Sprung ins kalte Wasser bedeutete. Oder auch ein Karton mit Sachen von einem Menschen, der so sehr Teil von einem geworden war, dass man ohne ihn fürs Erste auf dem schmalen Grat zwischen Alleinsein und Einsamkeit balancieren würde.

Das Gesicht meines Neuanfangs war eine doppelflügelige Holztür, deren blassblaue Farbe schuppig abblätterte. Der Griff war golden und wirkte rostig, ebenso wie die Beschläge, die das aufgesprungene Holz im Rahmen hielten. Der steinerne Vorsprung, der über die oberste der drei Eingangsstufen ragte, war überwuchert von abblühendem Blauregen. An der Hausfassade wechselte er sich mit Efeu ab, der einen großen Teil der rotbraunen Steine bedeckte, aus denen das riesige Haus gebaut war.

Nicht Haus, korrigierte ich mich innerlich sofort. Nicht umsonst hieß dieses Gebäude *Mansion* - es war wahrhaftig eine Villa. Und zwar die schönste, die ich je gesehen hatte.

Sie war dreistöckig, wobei ich vermutete, dass das oberste Stockwerk einen Dachboden beherbergte. In jeder Etage gab es mehrere hohe Fenster, die meisten von Vorhängen verhüllt. Im ersten Stock waren zwei Erker ausbuchtungen zu sehen, genau so platziert, als hätte der Architekt dem Haus eigene Augen geben wollen.

Vielleicht fühlte ich mich deswegen so beobachtet, seit ich das Anwesen betreten hatte.

Abermals warf ich einen Blick über meine Schulter. Auf dem Kiesweg, der zurück zum bronzefarbenen Tor führte, das das Gelände von der Straße abschnitt, war niemand zu sehen. In der Einfahrt neben dem Eingang standen allerdings mehrere Autos, und unter einem der Bäume lehnten ein paar Fahrräder.

Ich hatte die buschigen Kronen schon von Weitem gesehen. Sie ragten als stumme Wächter hoch über das Gatter hinaus, zehn Stück insgesamt. Ich hatte sie gezählt, während ich über den Weg gelaufen war, der auf die Villa zuführte. Ein unebener Pfad, über den sich von beiden Seiten knöchelhohes Gras hermachte. Um die Baumstämme herum lagen ein paar schwarzrote Früchte, an den Ästen selbst hingen keine mehr.

Es war bereits Mitte September, und somit war die Erntezeit für Maulbeeren vorbei. Ich wusste das, weil ich mir während des Packens Dokumentationen über die süßsauerlichen Beeren angesehen hatte, denen das Herrenhaus seinen Namen verdankte. Vielleicht, weil ich die Ablenkung benötigt hatte, vielleicht, weil ich noch viel dringender das Gefühl gebraucht hatte, irgendetwas über mein neues Zuhause zu wissen, ehe ich herkam.

Denn das war diese Villa von heute an.

Die *Mulberry Mansion* war mein neues Zuhause.

Es war einige Monate her, dass ich in meiner Uni über einen Flyer-Aushang der Windsbury University gestolpert war. *Werde Teil eines einzigartigen Projekts* hatte in der Überschrift gestanden. Darunter war das Foto einer Villa abgebildet, die aussah, als wäre sie das Set eines altmodischen Gruselfilms. Das windschiefe Dach, die schmalen Kaminfinger, die aus ihm emporschossen, die geschwungenen Fenster, die efeumrankte Fassade ... Bei dem Anblick hatte sich etwas tief in mir geregt, doch ich hatte es ignoriert und die Ausschreibung fast wieder

vergessen. Erst ein paar Wochen später, als das Fundament meines Lebens zerbröckelte, suchte ich online nach dem Wohnprojekt.

Ich überflog den Artikel nur kurz, ehe ich auf den Button klickte, der zur Bewerbung führte. Mein Kopf schwirrte von einer halben Flasche Wein, dazwischen hingen die Fetzen des letzten Gesprächs mit meiner Schwester und darüber – leuchtend rot und grell – nur ein Gedanke: *Weg. Weg, weg, weg.*

Vielleicht dachte ich nicht einmal darüber nach, was es für Konsequenzen haben würde, wenn ich tatsächlich angenommen wurde. Doch vor rund zwei Monaten war die Zusage in mein E-Mail-Postfach geflattert, und dann war alles ganz schnell gegangen. Mit der Annahme beim Wohnprojekt wurde gleichzeitig der Antrag auf Universitätswechsel genehmigt, danach musste ich nur noch mein Wohnheimzimmer kündigen, mich ummelden und die paar Menschen verabschieden, die ich ins Herz geschlossen hatte. Ich hatte mein gesamtes Leben in Redcar verbracht, dann ein Jahr an der nahe gelegenen Teesside University studiert. Es hätte mir schwerer fallen müssen, fortzugehen. Aber das, was mich hielt, war weniger als das, was mich wegdrückte.

Und jetzt war ich hier. An einem Ort, den ich seit Jahren immer wieder in meinen Gedanken besucht hatte – aber nie so. Nie allein. Immer ... mit ihm.

Ich verdrängte den Gedanken zum wiederholten Mal. Ein Teil von mir hatte gehofft, er würde sich auflösen, sobald ich es geschafft hatte, Windsbury und die Mulberry Mansion zu erreichen. Als würde ab da alles irgendwie von selbst laufen.

Dennoch stand ich seit zehn Minuten vor der Eingangstür und schaffte es nicht, mich zu rühren. Ich hätte nur die Hand heben müssen, um den goldenen Klingelknopf zu betätigen, der in die Mauer eingelassen war. Stattdessen umklammerte ich die Riemen meines

Rucksacks fester, legte den Kopf in den Nacken und atmete durch.

Es war später Nachmittag, und die Sonne kroch bereits auf den Wald zu, der hinter dem Anwesen lag. Orangerote Schlieren zogen sich über das Herbstblau. An meinen Kleidern haftete der Geruch der mehrstündigen Busfahrt, die ich hinter mir hatte. Kalter Rauch von den Pausen-Zigaretten meines Sitznachbars, das Plastik der Sitzbezüge, abgestandene Luft, die nach Schweiß, Schlaf und Benzin gleichermaßen schmeckte. *So muss Einsamkeit riechen*, hatte ich vorhin gedacht, als ich mit dem Kopf gegen die Scheibe gelehnt eingedöst war.

Jetzt wurde sie überdeckt vom letzten Duft des Blauregens, der sich mit der Herbstluft und all dem Grün um mich herum vermengte. Ganz leicht darunter konnte ich den Geruch der Villa erahnen – ausgekühlter Stein, altes Holz. Ich versuchte, diese Kombination als *Zuhause* in mir abzuspeichern. Wüsste, ich könnte den anderen, der dieses Etikett trug, verdrängen. Vanilleseife, Meersalz, Kamillentee.

Meine Augen begannen sofort zu pochen, und ich riss sie auf. Erneut fokussierte ich die morsch wirkende Eingangstür mit der blätternden Farbe. *Flieder-trifft-Veilchen*, hätte Lexi dazu gesagt. Es kribbelte in meinen Fingern, ihr ein Foto zu schicken, aber als ich an unseren Chat dachte, flimmerte ihre letzte Nachricht wieder vor meinen Augen.

Du verlässt nicht wirklich die Stadt, ohne ein Wort zu sagen, oder? Du weißt genau, wie weh du ihr damit tust.

Erhalten hatte ich die Nachricht vor ein paar Tagen und danach jede Minute damit gerechnet, Lexi vor meiner Zimmertür zu finden. Aber sie kam nicht. Was kam und nicht wieder ging, war das Echo dieser Nachricht. Dreimal hatte ich eine Antwort getippt, immer etwas in Richtung wie: *Sei nicht so dramatisch, Alexandra.*

Lexi hasste ihren vollen Namen, ebenso sehr wie sie es hasste, wenn ich zumachte und gefühlskalt wurde. Ich war gut darin. Es war keine Absicht, es passierte einfach: Wenn mein Inneres vor Gefühlen überquoll, dann machte etwas in mir die Grenzen dicht, sodass nichts davon mehr nach außen drang.

Ich war nicht immer so gewesen. Meine Mutter sagte oft, als Kind hätte ich mein Herz auf der Zunge getragen. Wenn Lexi und ich früher gestritten hatten, dann hatten wir einander derart angeschrien, dass wir tagelang heiser gewesen waren. Später hatte ich gelernt, dass es manchmal klüger war, seine Gefühle herunterschlucken. Und vor rund drei Jahren hatte ich mein ganzes Herz verschluckt, weil es so sehr auf meiner Zunge angeschwollen war, dass ich keine Luft mehr bekommen hatte. Seitdem schrie ich nur noch innerlich.

Diese Nachricht hätte Lexi wütender werden lassen als jede konfrontative Aussage. Ich hatte sie nicht abgeschickt, ebenso wenig wie die Antwort, die ich zwar gedacht, aber niemals niedergeschrieben hätte: *Ihr habt mir zuerst wehgetan.*

Beides hätte sie dazu gebracht, das Gespräch weiterzuführen – und das war keine Option für mich. Es gab nichts mehr zu sagen. Ein Neuanfang brauchte nicht nur ein passendes Gesicht, sondern vor allem einen klaren Cut.

Neue Stadt, neue Universität, neue Haustür.

Ich straffte die Schultern und hob die Hand, doch bevor ich klingeln konnte, flog die Tür auf.

Die junge Frau prallte fast gegen mich. Im letzten Moment bemerkte sie mich und stoppte in der Bewegung, sodass die Pflanze in ihren Armen kurz in ihr Gesicht gedrückt wurde.

»Oh«, sagte sie atemlos und musterte mich irritiert, sobald sie es wieder aus dem Geäst befreit hatte.

Sie trug ein gestreiftes Shirt und darüber eine weitgeschnittene, dunkle Latzhose. Ihr schwarzes Haar war mit einem pastellfarbenen Band hochgebunden.

Zuckerwatte-trifft-Pfingstrose, wisperte Lexis Stimme in meinem Kopf, ehe ich sie hastig verscheuchte und mich auf die Fremde vor mir konzentrierte.

Ihre grünen Augen weiteten sich unter meinem Anblick, dabei bestand ihr ovales Gesicht sowieso fast nur aus ihnen. »Bist du Avery?«

»Schätze schon.« Ich rang mir ein Lächeln ab und versuchte, die Anspannung aus meinen Zügen zu vertreiben. Erste Eindrücke waren nicht meine Stärke, aber vielleicht konnte ich ja auch damit hier neu anfangen.

Keine Ahnung, warum es mich so überforderte, sie zu sehen. Mir war gesagt worden, dass die anderen Bewohner und Bewohnerinnen schon seit ein paar Wochen hier waren. Soweit ich wusste, hatten sie, anders als ich, bereits in Windsbury gewohnt, sodass niemand von ihnen erst einen größeren Umzug organisieren musste.

»Wir hatten dich erst morgen erwartet.«

»Ich weiß. Ich habe mich mit der Auszugsfrist beim Wohnheim verschätzt und dachte, ich komme eher. Ich wollte anrufen, aber ich war mir nicht sicher, wen, und ... tut mir leid, wenn das irgendwelche Umstände bereitet.« Ich verzog den Mund, weil ich selbst bemerkte, wie formell ich schon wieder wurde.

Doch sie lächelte nur. »Quatsch. Ich hätte dich einfach gern vorbereiteter willkommen heißen. Aber je früher du hier bist, desto besser.« Vorsichtig stellte sie den Tontopf ab, in dem die vertrockneten Reste einer Rosenstaude standen. Sie folgte meinem Blick und seufzte. »Meine Schuld. Ich hab das arme Ding vor einer Woche im Vorratsraum vergessen, als ich nach einem Untertopf gesucht habe. Ich wollte sie gerade heimlich beerdigen, bevor Maxton etwas davon mitbekommt.«

»Maxton?«

Sie nickte und zupfte ein Blütenblatt aus dem Topf, das sofort zerbröselte. Bedauernd ließ sie es auf die Stufe zwischen uns rieseln. »Unser Gartenjunge. Er ist immer so unfassbar gelassen, aber wenn es um Pflanzen geht, wird er richtig streng.« Sie klopfte die Hände an der Latzhose ab und sah mich an. »Wie stehst du zu Umarmungen, Avery?«

Unsicher erwiderte ich ihren forschenden Blick. »In Maßen finde ich sie ganz nett?«

»Klasse.« Sie lächelte breit, ehe sie sich über die Pflanze beugte und mich in die Arme schloss. So innig, dass ich mich irgendwie nicht einmal versteifen konnte. Ihr Haar roch nach Honig, ihre Stimme in meinem Ohr klang ähnlich golden und samtig. »Ich bin May. Es freut mich so, dass du endlich da bist. Ohne dich hat es sich die letzten Wochen noch nicht richtig angefühlt.«

Steif tätschelte ich ihren Rücken. Das hier war eine wenig maßvolle Umarmung, aber etwas ließ mich ahnen, dass May keine Freundin von halben Sachen war. Ihre Herzlichkeit war so greifbar, dass ich eher das Gefühl hatte, eine alte Freundin wiederzusehen, als eine völlig Fremde kennenzulernen. Und immerhin würde ich mit dieser Frau – und sechs anderen Menschen – von heute an ziemlich viel Zeit verbringen.

Also erwiderte ich die Umarmung, bis ich den beißenden Geruch wahrnahm, der hinter ihr aus der geöffneten Tür kroch. »Es riecht angebrannt.«

May löste sich von mir und schnupperte. »Verdammt, du hast recht. Die Scones.« Sie drehte sich um und legte die Hände als Trichter um den Mund. »Willow?«, rief sie laut ins Haus. Als keine Antwort kam, seufzte sie unterdrückt. »Wieder mein Fehler. Ich hatte sie gebeten, ein Auge auf den Ofen zu haben.«

Mit langen Schritten hechtete sie über die Türschwelle und verschwand in der Villa. Ich blieb einen Moment unsicher stehen, dann schob ich die verstorbene Pflanze

etwas beiseite, griff nach meiner zweiten Tasche und folgte ihr.

Zwei Schritte hinein, dann blieb ich wie angewurzelt stehen. Für ein paar Sekunden stand ich hinter der Schwelle und starrte in das weite Foyer. Am Ende der Eingangshalle bauten sich zwei dunkle Holztreppe auf, zwischen ihren Füßen lag eine Tür, die vermutlich in den Keller hinabführte. Allein dieser Anblick war so imposant, dass ich mich davon zugleich angezogen und eingeschüchtert fühlte.

Im Vorbeigehen ließ ich den Blick über die mit Schnitzereien verzierten Geländer wandern, ehe ich nach links bog. Immer dem Geruch angekorkelten Gebäcks nach. Darunter konnte ich trotzdem wahrnehmen, wie das Haus roch: so groß und alt und ... verlassen. Ein drückendes Gefühl machte sich in mir breit, eine Art Heimweh, die ich nicht verstand.

Noch während ich das erste Mal durch die Villa lief, wusste ich, dass ich mich später an nichts davon genau würde erinnern können. Es war zu viel, um es als Ganzes aufnehmen zu können. Die Mulberry Mansion zu betreten fühlte sich an, als würde ich einen Granatapfel aufspalten und auseinanderklappen. Da waren so viele winzige, glänzende Kerne, die sich innerhalb von Sekunden vor mir auffächerten.

Das Innenleben des Hauses zersetzte sich vor meinen Augen in seine Details. Etliche Mosaikbildfetzen, die an mir vorbeirauschten: Tapeten mit auffälligen Musterungen in gedeckten Farben, dunkel gestrichene Wände, dazwischen aufwendig geschnitzte Holzvertäfelungen und Wandlampen mit fast blinden Glasschirmen und orangestichigem Licht. Eine Steinbüste mit halbem Kopf, taillengroße Vasen mit getrocknetem Weizen darin, eine geöffnete Sitzbank, aus der mottenzerfressene Stoffe hervorquollen. Ein Chaos aus Besonderheiten.

Es war alles ein bisschen verstaubt, das Licht dämmrig, aber trotzdem sah ich es schon in diesem Moment: wie schön und besonders dieses Haus einmal gewesen war. Und wie es wieder werden könnte, wenn wir uns Mühe gaben. Ein dumpfes Kribbeln der Vorfreude breitete sich unter meiner Müdigkeit und Anspannung aus. Das hier war einer dieser Orte, die aus so viel mehr als aus Steinen, Lehm und Holz bestanden. Da lag etwas Helles, Glänzendes, Sternenstaubähnliches unter der Oberfläche, etwas, das eher einer Energie entsprang als einem Material. Man musste nur den Schmutz abkratzen, den die jahrelange Einsamkeit hinterlassen hatte.

Ich fand May in der großen Wohnküche, wo sie hustend über einem Blech schwarzer Teigklumpen stand. Feiner Rauch stieg wolkenweise aus dem geöffneten Ofen und blieb über dem Herd hängen.

Mays Gesichtsausdruck schwankte zwischen Unzufriedenheit und Resignation. Mit spitzen Fingern nahm sie eins der Gebäckstücke und betrachtete es kurz, ehe sie es zurück aufs Blech fallen ließ. Der harte Ton des Aufpralls löschte jeden Funken Hoffnung, dass das Zeug essbar war.

»Das sind jetzt eher Stones als Scones. Du isst nicht zufällig gern Steine?«, fragte sie mich höflich.

Bedauernd schüttelte ich den Kopf. »Nur an Feiertagen.«

»Ich vermute, man könnte sie getrost bis Weihnachten hier rumliegen lassen, ohne dass sie ihre Form verändern.«

Ich musste grinsen und zerrte mir den schweren Rucksack von den Schultern. Sofort setzte ein saches Pochen zwischen meinen Nackenwirbeln ein. Morgen früh würden mir vermutlich sämtliche Muskeln meines Körpers wehtun. Ich lehnte den Rucksack neben die Reisetasche an die Wand, dann sah ich mich interessiert um. Der Küchenboden war mit blassblau geblühten Fliesen ausgelegt, von denen einige gesprungen waren. Eine Wand

war mit einer Küchenzeile ausgestattet: ein großer Herd mit acht Platten, eine Spüle mit rostendem Becken, eine Arbeitsplatte, deren Holzmaserung durch Brandflecke ergänzt wurde. Die Wand darüber war apricotfarben gestrichen und an etlichen Stellen durch Fettspritzer beschmutzt.

Es hatte etwas von einer dieser Landhausküchen aus einem der Kataloge, die meine Mutter so gern las. Vielleicht dachte ich das aber auch nur, weil ich bereits auf den ersten Blick drei Vasen mit herbstlichen Wildblumen entdeckte und weil aus dem Kastenradio neben dem Fenster ein blechern klingendes Lied aus den Sechzigern ertönte.

Mays Haar stieß mehrmals an herabhängende Stangen von Knoblauch und Peperoni, während sie mit einem Topflappen über dem Blech herumwedelte. Ich ging zum Fenster, das hinter dem Küchentisch lag und von den Zweigen eines Zwetschgenbaums verdeckt wurde. Kaum dass ich es einen Spalt geöffnet hatte, drängten sich die Äste herein, als hätten sie ewig auf Einlass gewartet. May warf mir einen dankbaren Blick zu, als die frische Luft den Brandgeruch durchbrach.

»Was stinkt hier so?«, fragte jemand vom Türrahmen. Eine Frau mit kinnlangem Haar war darin aufgetaucht. Sie trug eine runde Drahtbrille und über ihren Kleidern eine Schürze, die mit Farbspritzern besprenkelt war. Ein paar davon waren auch auf ihren bronzeschimmernden Wangen zu sehen.

May deutete wortlos auf das dampfende Blech, die Frau zog ihre markanten Augenbrauen hoch. »Ich dachte, Willow behält den Ofen im Blick.«

May seufzte noch einmal. »Schon klar, das war mein Fehler.« Sie sahen einander kurz an und grinsten schief.

Dann schnupperte das Mädchen in Richtung des Blechs, ehe es die Nase rümpfte. »Tja. Schätze, für die erbarmt sich nicht einmal mehr Helen. Und das heißt schon was.«

Ihr Grinsen wurde breiter, bis sie den Kopf drehte und mich bemerkte. »Huch, stehst du da schon lang?«

»Nicht lang. Ich bin gerade angekommen. Avery, hi.« Unsicher, wie ich sie begrüßen sollte, winkte ich in ihre Richtung.

Sie beobachtete es belustigt, dann nickte sie mir zu. »Sienna. Freut mich, dass du endlich da bist. Wir können jede Hand gebrauchen. Eigentlich nehme ich sogar deine Füße. Und all deine anderen Gliedmaßen.« Sie machte einen Schritt auf mich zu und hob abschätzend die Hände, als wollte sie mich vermessen. »Oh, klasse. Du hast eine schlanke Taille. Du könntest in diesen verdammten Kamin passen.«

»Wie ...?«, setzte ich perplex an, aber May unterbrach mich mit einem Stöhnen.

»Lassen wir sie erst einmal ankommen, bevor wir sie als lebendige Putzbürste benutzen. Sonst haut sie uns direkt wieder ab.« Sie kam zu mir und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Komm, ich stelle dir die anderen vor.«

Wir verließen das Haus über die Veranda, die an den riesigen Wohnraum angrenzte. Schon als wir diesen durchquerten, wusste ich, dass ich mich hier wohlfühlen würde. Er war zwar viel zu groß für ein einziges Zimmer, aber das Zusammenspiel aus altmodischen Samtmöbeln, einem Klavier samt Hocker, tannengrünen Wänden und einem Backsteinkamin erzeugte sofort das Gefühl von Gemütlichkeit in mir.

Und während ich noch dabei war, diesen Eindruck abzuspeichern, eröffnete sich die Rückseite des Anwesens vor uns – und ich blieb erneut ruckartig stehen. Der Garten war ... es passte in kein Wort, was er war.

Mir war nicht bewusst gewesen, wie groß das Gelände war, das zur Villa gehörte, und ich hätte mir den Garten niemals so vorgestellt: verwildert und verwunschen, ein weitläufiges Dickicht aus Geäst und allerlei Farbtönen.

May hielt ebenfalls kurz inne, direkt zwischen den Verandapfosten, die von Kletterrosen bewachsen waren. »Unglaublich, oder? Als hätte man ein Bilderbuch aufgeschlagen.«

»Absolut«, erwiderte ich und hörte selbst, wie überfordert es klang. Das hier war schön. So schön, dass ich am liebsten meine Kamera aus dem Rucksack geholt und versucht hätte, den Anblick festzuhalten. Ich war mir sicher, morgen früh würde der Garten nicht mehr genau so aussehen – weil er viel zu lebendig war, um im Stillstand zu verharren.

May lächelte und wies mir, ihr zu folgen. Direkt hinein in ein Nest aus Blütenduft und Blätterrauschen. Ich verstand nicht viel von Pflanzen, aber hier musste es mehrere Hundert verschiedene Arten geben. Es roch so grün und satt, nach Blättern, Blüten und dem Harz des angrenzenden Waldes. Die letzten Reste der Sonne legten das knöchelhohe Gras zu unseren Füßen in Flammen. Trotz der herbstlichen Temperaturen entdeckte ich etliche Spätblüher und bemühte mich darum, sie nicht niederzutampeln. Ab und zu blitzte etwas hinter dem Grün auf: ein paar Statuen aus hellem Stein, ein verwitterter Pavillon, eine zerbröckelt wirkende Mauer, ein Schuppen mit grasüberwachsenem Dach.

Im ganzen Garten erkannte ich kein System, keine bewusst angelegten Beete oder Pfade. Alles wirkte so, als hätte die Natur die Gestaltung vor Jahrzehnten wieder übernommen. Und vermutlich war ja genau das auch der Fall.

May redete den ganzen Weg über, aber ich war schon damit überfordert, ihren Schritten zu folgen, bei ihren Worten versuchte ich es gar nicht erst. Sie bewegte sich so zielstrebig durch den Garten, als wüsste sie genau, hinter welchem Baum wir die anderen finden würden.

Was anscheinend sogar stimmte, denn als wir einen knorrigem Weidentunnel verließen, ragten zwei Apfelbäume

vor uns in die Höhe. Jemand – ich vermutete, ein Mann – stand weit oben auf einer Holzleiter. Sein Kopf war in der Baumkrone verschwunden, sodass wir nur seine Beine in einer dunklen Jeans sehen konnten. Obwohl es kaum mehr als fünfzehn Grad waren, trug er keine Schuhe. Seine Zehen schimmerten bläulich, so wie die Glockenblumen, die um die Füße der Leiter herum wuchsen.

Ab und zu ächzte der Baum auf, und ein Ast segelte zu Boden. Ich wich einem von ihnen gerade so aus, ehe er mit einem satten Geräusch im Gras versank und einige Blumen abknicken ließ. Ein paar rote Äpfel lagen ringsherum, als hätte der Baum sie in einem Schutzreflex abgeworfen. Dabei war auch die Erntezeit für dieses Obst eigentlich schon vorüber. Dieser Herbst war zwar mild, aber dennoch spürte man mit jedem Atemzug, dass der Sommer verblasst war.

»Maxton!«, rief May durch ihre Trichterhände.

Er schien uns nicht zu hören. Statt einer Antwort ließ er uns einen weiteren morschen Baumarm zukommen. Er verfehlte Mays Fuß knapp, sie sprang hastig einen Schritt zurück.

Ehe sie erneut rufen konnte, schoben sich die tief hängenden Äste des zweiten Baums auseinander. Eine junge Frau tauchte dahinter auf und kam auf uns zu. Sie hielt das Kerngehäuse eines überreifen Apfels in der Hand und kaute, während ihr Blick von May zu mir wanderte.

»Besuch?«, fragte sie mit vollem Mund und strich sich mit einer Hand die wilden Locken aus dem Gesicht. Das strahlende Goldblond stand im extremen Kontrast zu ihren tiefbraunen Augen. Sie trug Sneaker, Leggings und einen übergroßen Sweater, der ihre langen Beine betonte. *Heiß*, dachte ich im ersten Moment. *Sie ist heiß, ohne es darauf anzulegen.*

»Mitbewohnerin«, korrigierte May mit erhobener Stimme, um den Krach über uns zu übertönen. »Avery – Willow. Willow – Avery.« Sie lächelte mir zu. »Wenn du

Willow mal suchst und sie *tatsächlich* hier ist, dann findest du sie mit neunzig Prozent Wahrscheinlichkeit in der Nähe dieser Beine.« May deutete auf den unteren Teil des Menschen, der auf der Leiter stand, eine Stufe höher jetzt. Er hatte die Knie angewinkelt, um das Gleichgewicht zu halten. Dennoch wankte sein Körper leicht, während das Geäst über uns knarrend keuchte.

Willow grinste, nicht im Geringsten verlegen wirkend. »In den wenigen anderen Fällen findest du mich in meinem Zimmer, wo ich mich im Kleiderschrank vor May verstecke.« Sie zwinkerte mir zu, dann ging sie auf die Leiter zu. Ohne Vorwarnung streckte sie sich und zwickte dem Typen in die Ferse. Er zuckte zusammen und trat nach hinten aus, was sie mit einem Lachen quittierte.

»Verdammt, Willow«, ertönte eine dumpfe Stimme von oben, dann begann er, hinabzusteigen.

Willow begegnete meinem besorgten Blick mit einem Schulterzucken. »Wenn Maxton in seiner Pflanzenwelt abtaucht, schaltet er auf Durchzug. Ich hätte auch einen Apfel nach ihm werfen können, aber das fand er beim letzten Mal gar nicht witzig.«

Im nächsten Moment hatte Maxton festen Boden erreicht und drehte sich zu ihr um. Er wirkte nicht einmal genervt, eher tief resigniert. »Eines Tages verbuddle ich dich im Gemüsebeet.«

Es brauchte nur ein paar Sekunden, dann erkannte ich, was May vorhin gemeint hatte: Maxton wirkte tatsächlich durch und durch gelassen. Alles an ihm strahlte eine fast greifbare Ruhe aus. Er war groß, sicher eins fünfundneunzig, sein Körperbau eher schmal als muskulös. Seine Haut war leicht gebräunt und das wirre, etwas zu lange Haar kastanienbraun, was seine hellblauen Augen betonte. An seiner Schläfe saßen einige Leberflecken und zwei weitere im rechten Mundwinkel, den er gerade ganz sacht anhob.

Willow grinste zu ihm auf und tätschelte seinen nackten Unterarm. Ebenso wenig wie Schuhe schien er eine Jacke zu benötigen. »Dann weiß ich wenigstens, dass du mich täglich besuchst. Fairer Deal.«

Mehr als diesen Moment brauchte es nicht, und ich war mir sicher, dass sie sich schon länger als ein paar Monate kannten. Die Verbundenheit und Zuneigung zwischen ihnen war so spürbar, dass meine Nervosität von ganz allein abflachte.

Zumindest, bis May sich räusperte und damit die Aufmerksamkeit auf uns zog. »Maxton, das ist Avery. Unsere letzte Mitbewohnerin.«

Da Maxton in einer Hand noch die Säge hielt, verzichtete ich erneut auf ein formelles Händeschütteln. Stattdessen winkte ich wieder – und kam mir dabei allmählich wirklich komisch vor.

»Hey«, sagte Maxton freundlich in meine Richtung. Dann runzelte er die Stirn und fuhr sich mit dem Handrücken über die Schläfe. Eine feine Spur Schmutz blieb an seiner Haut haften, aber niemand wies ihn darauf hin. Vielleicht, weil dieses Bild schon zu gewohnt war.

»Dachten wir nicht, sie kommt morgen?«

»Dachten wir«, bestätigte May.

Willow warf den Apfelrest über ihre Schulter. »Gut, dass du früher gekommen bist. May hätte uns andernfalls gezwungen, Spalier zu stehen und dich mit Rosenblättern zu bewerfen.«

Maxton bedachte Willow mit einem warnenden Blick. »Finger weg von meinen Rosen, Catkin.«

Ich musste lächeln. Catkin, das Weidenkätzchen, war nichts, was ich auf Anhieb mit dieser durch und durch selbstbewusst und tough wirkenden Frau in Verbindung gebracht hätte. Ihrem Gesichtsausdruck zufolge war sie von dem Kosenamen auch nicht sonderlich begeistert.

Aus dem Augenwinkel nahm ich den leichten Röteschleier auf Mays Wangen wahr. Vermutlich musste sie

gerade ebenfalls an die tote Rosenstaude denken, die sie vor der Haustür abgestellt hatte. »Als ob du irgendetwas tust, was ich dir sage. Meine Scones hast du da drinnen ja wohl schnöde im Stich gelassen«, fügte sie an Willow gerichtet hinzu.

Diese verzog den Mund und vergrub eine Hand in ihren Locken, während sie an uns vorbei zum Haus sah. »Shit, tut mir leid. Komplett vergessen.« Sie deutete mit dem Daumen auf Maxton. »Er hat mich abgelenkt, er kommt nämlich nicht ohne mich klar.«

Maxton sah sie ungläubig an. »Ich versuche seit fünfzehn Minuten, dich wieder loszuwerden.«

Willow seufzte und zwinkerte in meine Richtung. »Hör nicht hin, das ist seine ganz spezielle Art, nett zu sein. Man gewöhnt sich daran. Jedes Mal, wenn er die Augen verdreht, fühle ich mich überaus geliebt.«

Ich schaffte nur ein halbes Lächeln. Die Anspannung des Tages wandelte sich allmählich in Erschöpfung um, die sich wie ein Rucksack auf meinen Schultern niederließ.

May schien zu bemerken, dass mein Repertoire an Small Talk bereits erschöpft war. Sie hakte sich bei mir unter und lächelte warm zu mir auf. »Weiter geht's.«

Ich verabschiedete mich von den anderen und folgte ihr bereitwillig zurück durch den Garten. Ein Teil von mir wollte gern den Rest des Anwesens erkunden, doch der größte sehnte sich danach, das Gesicht in einem Kissen zu vergraben und für ein paar Sekunden lang innezuhalten.

Als wir die Verandatür erreicht hatten, ließ May mich vorangehen, ehe sie sie mit Schwung zurück ins Schloss zerrte. Die warme Luft des Heizstrahlers, der neben dem Sofa stand, lockerte meine verkrampften Muskeln. Und meine Zunge.

»Also«, sagte ich bemüht fröhlich, »fehlen nur noch drei, oder?«

Sieben Mitbewohner erschien mir plötzlich wie eine riesige Zahl. Im Wohnheim hatte ich mir Küche und Bad

mit einem Dutzend anderer geteilt, aber das war etwas anderes gewesen. Hier waren wir nicht einfach Mitbewohner, die sich beim Kommen und Gehen zuwinken und ansonsten aus dem Weg gehen konnten. Wir waren alle hier, weil wir dafür ausgewählt worden waren, aus diesem Haus etwas Neues zu erschaffen. Wir hatten ein gemeinsames Ziel, und dafür mussten wir wohl oder übel zusammenarbeiten. Ich würde mehr Zeit mit diesen Menschen verbringen als mit meinen Kommilitonen, mehr als mit den Freunden, die ich womöglich am Campus kennenlernte. Dieses Haus – mitsamt seinen Bewohnern – würde zum Zentrum meines Privatlebens werden.

Ich hatte das so gewollt, sonst hätte ich mich nicht beworben, doch jetzt bereitete es mir auf einmal Angst. Normalerweise machte ich mir keine Gedanken darüber, von anderen gemocht zu werden. Entweder, es passte, oder eben nicht. Aber das hier ... das *musste* passen. Ich wollte das so sehr. Einen Neuanfang. Ein neues Zuhause. Ein neues Ich. Ich wollte meinen Kopf mit so vielen neuen Erinnerungen füllen, dass die alten unter ihrem Gewicht zerbröselten. Wahrscheinlich war das der ausschlaggebende Grund dafür gewesen, mich für dieses Projekt zu bewerben. Wenn ich mich mit all meinem Herzen dieser Villa widmete, dann vergaß ich womöglich, dass es eigentlich nur noch wehtat. Meine Welt war auseinandergefallen, aber hier konnte ich dabei mithelfen, etwas anderes zusammenzuhalten.

Wenn ich allerdings wollte, dass May und die anderen mich mochten, sollte ich vermutlich aufhören zu winken und anfangen zu reden.

May rückte im Vorbeigehen einen Lampenschirm auf einem Beistelltisch zurecht. »Richtig. Helen ist irgendwo hier im Haus. Wir hatten heute Morgen schon wieder einen Kurzschluss, und sie kennt sich als Einzige mit so was aus. Ihre Familie führt seit Urzeiten einen Elektrikerbetrieb. Sie

hat auch ein Händchen für Autos, falls du da mal ein Problem haben solltest.«

»Kein Auto, kein Problem.«

May warf mir einen Blick über ihre Schulter zu. Der Flur war durch etliche Kisten an den Wänden so verengt, dass wir nicht mehr nebeneinander laufen konnten. »Kein Auto? Wie bist du hergekommen?«

»Mit dem Bus. Und die letzten Kilometer bin ich gelaufen.« Was meine Füße mir mit jedem Schritt in Erinnerung riefen. Ich trug meine bequemsten Sneakers, trotzdem spürte ich jeden Zeh pochen.

Wir hatten die Küchentür erreicht, und ich hievte mir den Rucksack umständlich über die Schultern, ehe ich meine Reisetasche anhub. Als May danach greifen wollte, lehnte ich dankend ab. Sie zupfte nachdenklich an ihrem Haarband.

»Hast du deswegen so wenig Gepäck? Weil du es nicht transportieren konntest?«

»Nein, ich ... brauche einfach nicht so viel«, erwiderte ich vage. Das war leichter, als zu erklären, dass ich an den Rest meiner Sachen nicht herankam. Zwar hatte ich während des Studiums im Wohnheim gelebt, aber ich war an den Wochenenden und auch oft unter der Woche nach Hause gefahren. Das meiste von meinem Zeug befand sich noch immer in meinem alten Kinderzimmer. Bei dem Gedanken an das Foto von meinem Vater und mir, das dort auf meinem Nachttisch stand, überkam mich ein solches Wehmutsgefühl, dass ich kurz die Augen zukneifen musste.

»Alles klar.« May sah mich an, als wollte sie etwas dazu sagen, doch dann wandte sie sich ab und stieg die Treppe hinauf. »Die anderen beiden Jungs sind unterwegs. Beckett besteht darauf, dass wir einmal die Woche einen Großeinkauf machen. Wenn der Kühlschrank nicht zum Bersten gefüllt ist, wird er richtig dramatisch. Du weißt schon, er rauft sich die Haare und verkündet, dass er nicht für einen Haufen Banausen kochen will und dass sein

italienischer Urururgroßvater sich im Grabe umdrehen würde und so weiter und so fort.« Sie schnaubte belustigt, während ich versuchte, mit ihr Schritt zu halten.

Die Treppe mündete im ersten Stock in einem Flur, der zu beiden Seiten um Ecken lief. Daneben führte sie eine weitere Etage hinauf, doch wir bogen direkt nach rechts. Die Dielen knarrten unter unseren Schritten. Ein paar löchrige Lampenschirme hingen über Glühbirnen an den Wänden und warfen dämmriges Licht auf uns. Am Ende des Flurs lag ein Fenster, das von einer Plastikplane verdeckt wurde. Sie hob sich sacht unter dem Druck des Herbststems, der sich von draußen gegen die undichte Scheibe drängte.

»Kocht Beckett denn immer?«, hakte ich konzentriert nach. Am liebsten hätte ich mein Notizbuch aus dem Rucksack geholt, um mir ein paar Dinge aufzuschreiben. *May umarmt gern. Sienna will mich in einen Kamin stecken. Maxton liebt Pflanzen. Willow darf man keine Ofenaufsicht anvertrauen. Helen repariert Elektrik. Beckett ist kochwütig. Nicht zu vergessen: Avery benimmt sich seltsam und winkt gern.*

»Offiziell haben wir einen Plan dafür«, erklärte May. »Inoffiziell hat derjenige, der dran ist, so gut wie immer einen nervösen Beckett hinter sich stehen, der die ganze Zeit bemüht arglose Nachfragen stellt. So was wie: *Meinst du, das ist genügend Salz? Findest du, dass Rosmarin wirklich zu einer Tomatensoße passt? Wann genau magst du die Kartoffeln aus dem Ofen holen?*« Sie warf mir einen Blick über ihre Schulter zu, ihr ganzes Gesicht lächelte.

»Sein Vater ist Chefkoch in einem Londoner Edelrestaurant. Die Liebe zum Kochen ist also vermutlich vererbt. Ich rate dir: Fang niemals eine Diskussion über die Pro- und Contra-Seiten von Thymian und Oregano an.«

Ein zarter Staubflaum löste sich unter ihren Schritten und wirbelte mir ins Gesicht, ich hustete in meine

Armbeuge. »Ist notiert«, erwiderte ich mit kratziger Stimme.

Vor einer Tür in der Mitte des Flurs hielt May inne und drückte die Klinke herunter. Ein leicht abgestandener Geruch schlug mir in die Nase, als ich ihr hineinfolgte.

Cremefarbene Wände, eine roségoldene Borte, die einmal ringsherum verlief, ein paar Farbwirbel auch an der hohen Decke. An einigen Stellen löste sich die Tapete und hing wie welke Blütenblätter hinab. Das Herzstück des Zimmers war der Erker. Die gewölbte Ausbuchtung war großflächig verglast, sodass man einen weiten Blick auf die Einfahrt des Hauses und die dahinterliegenden Felder hatte.

Ansonsten war das Zimmer so gut wie leer. An der rechten Wand stand ein Holzbett, das frisch bezogen wirkte, auf der anderen Seite ein Schrank aus Nussbaumholz mit filigranen goldenen Türgriffen. Die feine Spur eines Holzwurms verlief längs über den Korpus, ansonsten sah er unversehrt aus. Der restliche Raum war frei, und während ich hindurchlief, fühlte ich mich in seiner Leere ein wenig verloren.

»Wir haben uns die Zimmer per Zufall zugeteilt, als wir eingezogen sind. Da du nicht da warst, haben wir deinen Namen mit ausgelost, ich hoffe, das ist okay für dich.« May sah mir dabei zu, wie ich auf die Fenster zuging. »Wir dachten, das wäre am fairsten. Das Haus hat natürlich einige Zimmer mehr, aber wir haben die acht ausgesucht, die am ehesten als bewohnbar durchgehen. Kein Schimmel, halbwegs dichte Fenster, kein Mottenbefall, schließbare Türen – so was eben. Bei einigen der anderen ist es momentan noch schwer vorstellbar, dass jemand dort freiwillig einziehen würde, selbst wenn wir sie in Schuss gebracht haben.«

Ich nickte und blieb vor dem Erkerfenster stehen. Die weiße Farbe des Rahmens blätterte ab, ich spürte einen Luftzug, der durch die Scheibe drang und meine